

Dein Gott – mein Gott

Oder: Gott redet in unserer Muttersprache.

Gott redet zu den Menschen. Zu allen Menschen. Er möchte sich verständlich machen, mit uns Menschen in Beziehung treten. So sehr, dass er sein Eigenstes, Innigstes zu uns sandte. Das klingt nachvollziehbar. Wenn aber die Ohren und Herzen dieser Menschen ganz unterschiedlich hören, was dann? Wenn die Sprachen, die sie sprechen in diversen geographischen, klimatischen Bedingungen geprägt wurden, was dann? Wenn der Blick, mit dem sie die Welt sehen und verstehen wie durch eine andere Brille hindurch fällt, wie sehen sie dann Gott?

Und wir? Wie hören wir diesen Gott, der redet?

Da wir als Familie das Vorrecht hatten, im Norden Argentiniens, im sogenannten „Chaco“ von 1995 bis 2008 gelebt zu haben, möchte ich von einem Volk erzählen, das diesen Gott gehört hat – und doch ganz anders als wir: Die Toba-Qom.

Wir gehörten dort zu einem kleinen internationalen Team, das aus 7 Familien bestand und deren Aufgabe seit Jahrzehnten darin besteht, die unabhängigen indianischen Kirchen in der Gegend zu unterstützen und zu begleiten.

Die indianischen Völker im Chaco sind Überlebende. Niemand weiß genau, wie lang sie schon in den riesigen bewaldeten Steppen lebten, als sich die europäischen Eindringlinge mit Schwert und Kreuz ihres Landes bemächtigten, sie töteten, zu Sklaven machten, sie immer tiefer in den Wald vertrieben. Sie sagen: „Wir leben hier seit nicht-erinnerbaren Zeiten.“ Bis heute kann niemand wie sie im und mit dem dornigen Steppenwald leben. Er gibt ihnen alles: Baumaterial für ihre Häuser, Medizin für ihre Krankheiten, Nahrung und Schutz.

Aber die Conquista brachte großes Elend über die stolzen, starken Völker. Ihres Landes beraubt, ihre Menschlichkeit abgesprochen, begannen sie die Lebensgrundlage zu verlieren. Heute gehören sie zu den ärmsten Bevölkerungsschichten Argentiniens und vor 70 Jahren sah alles danach aus, dass es sie bald nicht mehr geben würde: Hunger, Krankheiten, Verelendung in den Slums der Städte, aber vor allem tiefe Mutlosigkeit hatten sie erfasst. Das Ihre war nichts mehr wert: Ihre Sprache, ihre Lebensart, ihre Fähigkeiten, ihre Sichtweise der Welt, ihre Wirtschaftsformen und ihre Weisheit.

Die Europäer hatten mit der Eroberung ihre Kirche mitgebracht und genaue Vorstellungen, wie man Gott verstehen und Gottesdienst feiern müsse. Vor allem müsse man erst einmal zivilisiert werden, das hieß wie die Weißen. Für die indianischen Völker wurde das ein fatales Missverständnis! Gott sprach nur spanisch und dachte und wirkte wie die Eroberer. Der Gott ihrer Feinde. Dem konnte man sich nicht anvertrauen. Die Botschaft von der Liebe Gottes verhallte ungehört und drang nicht durch Angst, Misstrauen, Verunsicherung hindurch.

Dann aber begann eine geistliche evangelische Bewegung unter den indianischen Völkern im argentinischen Chaco, die ihresgleichen in der ganzen Welt suchen muss: Zwar hörten sie in den 40er Jahren durch einen ausländischen Prediger von Gottes Kraft und Liebe in Jesus, aber was sie eigentlich berührte, waren die Erfahrungen, die sie bei den Gottesdiensten machen konnten: Viele wurden gesund! Andere wurden frei vom Alkohol. Begeisterung machte sich breit. Es sprach sich auf hunderte von Kilometern herum! Aus weit entfernten indianischen Siedlungen zogen die Menschen zu Fuß und mit Pferdekarren los, um sich davon zu überzeugen.

Später zogen sie wieder zurück in ihre Kolonien. Zutiefst ermutigt, brachten sie ihren eigenen Leuten in ihrer eigenen Sprache die gute Nachricht. So wie sie es selbst erlebt

hatten, beteten sie für die Kranken. Und sie wurden auch gesund! Gott gab ihnen seine Kraft. Ihnen, den Ausgegrenzten! Es war kein fremder Gott, sondern einer, der sich in den Tiefen ihrer Kultur verständlich machte. Sie begannen Versammlungen unter den großen Bäumen abzuhalten. Niemand hatte ihnen gesagt, wie man das macht. Deshalb taten sie es auf ihre Weise: Groß war die Freude über diesen Gott, der redet. So groß, dass sie in Bewegung kamen. Sie tanzten, so wie sie es schon immer getan hatten. Mit dem ganzen Leib lobten sie Gott. „Qarta´a“, unser Vater, sagten sie. Es ging ihnen in Herz und Sinn über: Dieser Gott hat uns bis hierher überleben geholfen. Er wollte uns. Er gab uns dieses Land, diese Sprache, diese Lebensart. Er will, dass wir leben. Jahre vergingen, Jahrzehnte. Das aussterbende Volk erstarkte, viele Kinder wurden wieder geboren. Gemeinden entstanden. Niemand leitete ihre Gemeinden, als sie selbst. Das Team, zu dem wir später gehörten, stand ihnen bei, aber nie als ihre Leiter. Nicht als die, die ihnen sagten, wie sie es zu tun hätten. Aber sie setzten sich dafür ein, dass die indianischen Kirchenleiter ein Werkzeug an die Hand bekamen: Die Bibel wurde übersetzt in ihre Sprache. Was sie in Toba-Qom hörten, verstanden sie auf ihre ganz eigene Weise: Gott hatte in Träumen zu Josef gesprochen? Ja, klar! Sie hatten schon immer in Träumen Weisungen erhalten. Es ging ums Teilen? Selbstverständlich! Schon immer waren ihre verehrten Leiter diejenigen gelesen, die am meisten abgaben und am wenigsten behielten.

Nach wenigen Jahren der Unterstützung leitender Toba-Qom-Christen konnten diese dazu ermutigt werden, ihre eigene unabhängige Kirche zu gründen. Diese kleinen eigenständigen Kirchen gehören heute zu den wichtigsten Freiräumen, die sich die Toba-Qom in der argentinischen Gesellschaft erhalten konnten. Entgegen der Auffassung, vielleicht auch des Vorurteils einiger Ethnologen wirkten sie nicht schwächend, sondern sehr stärkend für das indianische Selbstverständnis. Das hatte Auswirkungen auf viele andere Lebensbereiche: Seit 1995 wird ihnen nach dem argentinischen Grundgesetz das Recht auf Schulbildung in ihrer Sprache zugestanden. Der Kampf um Land und Lebensraum wird von Männern und Frauen mit langem Atem und gutem Selbstwertgefühl weitergeführt.

Wir waren dabei, als in einer Sitzung mit Regierungsvertretern und Anthropologen ein alter Toba kritisch angefragt wurde, ob der „neue“ Glaube sie nicht von ihren Wurzeln entfremden würde.

Daraufhin stand er auf und sagte: „Ihr wisst ja nicht wovon ihr redet! Dieser Gott, den wir kennen gelernt haben, der hat Worte für uns! Er spricht unsere Sprache!“

Als Frank und ich 2008 nach Deutschland zurückgingen und uns wieder in Reichelsheim ansiedelten (wir gehören zur OJC), hatte es sich uns tief eingepägt und auch unsere eigene Beziehung zu Gott verändert: Unser Vater im Himmel spricht die Herzenssprache jedes Menschen! Auch unsere.